

13

Die Gründung der Berliner Universität
und der
Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter.

Rede

am 3. August 1893

in der Aula

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin

gehalten von dem zeitigen Rector

Rudolf Virchow.

Berlin 1893.

Julius Becker, S., Blücherstrasse 35.

Eine schöne Aufgabe ist dem Redner des heutigen Tages gestellt. Der Sohn des Stifters dieser Universität hat den Geburtstag seines Vaters dazu auserwählt, dass alljährlich in festlicher Versammlung die Erinnerung an König Friedrich Wilhelm III. neu belebt und das Gefühl des Dankes für seine hochherzige That in allen Kreisen wach erhalten werde.

Diese Aufgabe ist immer schwieriger geworden. Viele Jahre hindurch waren wir gewöhnt, an dieser Stelle und zu dieser Zeit das Wort eines der Männer zu hören, welche Zeitgenossen und Mitarbeiter an der Errichtung unserer Universität gewesen waren, die den ehrenvollen Vorzug geniesst, den Namen Friedrich Wilhelm's zu führen. Sie waren befähigt und berufen, lebendiges Zeugniß abzulegen von den Absichten, mit denen das grosse Werk begonnen war; sie konnten aus eigener Erfahrung erzählen von den Schwierigkeiten, welche zu überwinden gewesen waren, um die grundlegenden Gedanken zu verwirklichen; als Mitlebende hatten sie einen vollgültigen Anspruch darauf, gehört zu werden über die Erfolge, welche die neue Anstalt erzielt hatte, und über die Hindernisse, welche so oft dem Fortgange der inneren und

äusseren Entwicklung des akademischen Lebens entgegengetreten waren. Wie andächtig lauschten wir Jüngeren den Worten, welche aus so beredtem Munde hervorgingen, und wie weite Kreise erwarteten, in diesen Worten ein besonnenes und doch freimüthiges Urtheil zu hören über die Wege, welche eingeschlagen waren, Rath zu empfangen und Ermuthigung zu erhalten für die Zukunft!

Die Zahl dieser Männer ist schnell erschöpft worden, schon ist der letzte von ihnen dahingeschieden. Selbst die ältesten unter den Lebenden, die den König Friedrich Wilhelm III. noch gesehen haben, gehören einem jüngeren Geschlecht an, das weder die Erniedrigung des Vaterlandes, noch den glorreichen Wiederaufbau des Staates mit Bewusstsein erlebt hat. Wenn wir auf die Geschichte der Gründung unserer Lehranstalt zurückgehen wollen, so können wir es nur an der Hand der historischen Ueberlieferung, und Jedermann weiss, wie lückenhaft und unsicher diese ist, auch wo es sich um nahe zurückliegende Ereignisse handelt. Wir können wohl mit einiger Sicherheit beurtheilen, was wir geworden sind, aber wir stossen auf Zweifel, wenn wir sagen sollen, wie wir es geworden sind. Ein höheres Maass von Zuversicht findet der Fachgelehrte eigentlich nur in seinem eigenen Fache, und so erklärt es sich, dass die meisten neueren Redner dieses Tages es vorgezogen haben, den Fortschritt der Entwicklung an dem Beispiel ihres Faches zu erläutern.

Und doch hat keiner von ihnen sich der Betrachtung entziehen können, wie sich der Gedanke der Gründung dieser Universität in der schwersten Zeit zu der schöpferischen That durchgerungen hat. So oft das auch schon erzählt worden ist, es muss doch immer von Neuem gesagt werden, zum Nutzen der heranreifenden Jugend und zur Veredelung des Strebens in allen Kreisen der akademisch gebildeten Menschen. Sie alle

müssen es wissen, dass die Stiftung der Berliner Universität nicht bloss ein Akt der höchsten politischen Weisheit, sondern auch eine eminent sittliche That war.

Friedrich Wilhelm war schon als Kronprinz mitten in die Brandung hineingezwungen worden, welche bald ganz Europa überfluthen sollte. Er hatte persönlich an dem unglücklichen Feldzuge gegen das revolutionäre Frankreich theilnehmen müssen, aus welchem Preussen geschwächt und erschüttert hervorging. Die letzte grössere politische That seines Vaters, die dritte Theilung Polens, hatte ihn belastet mit einer Erbschaft, die nicht aufgehört hat, ihre verderblichen Nachwirkungen bis in späte Jahre fühlbar zu machen. Er hatte dann die Regierung übernommen, erfüllt mit den wohlwollendsten und edelsten Absichten für das Wohl seiner Unterthanen; seinem Lande versprach er Sparsamkeit und weitgehende Reformen, dem Auslande strenge Neutralität. Mit Ernst widmete er sich den Regierungsgeschäften, nicht in der mechanischen Weise eines blossen Verwalters der höchsten Gewalt, sondern mit der positiven Thätigkeit eines wirklichen Reformators. Damals war es, wie wir wissen, wo zum ersten Male der Gedanke, eine Universität in Berlin zu gründen, auftauchte und eine gewisse Stärke erlangte. Vergebens! Der Gang der europäischen Dinge, zu deren Verwickelung die Politik Friedrich Wilhelm II. so viel beigetragen hatte, zog auch Preussen in fatalistischer Konsequenz in das Verderben. Eine einzige Schlacht vernichtete das Heer und zugleich den Staat Friedrich des Grossen. Was die Waffen des Feindes nicht vermochten, das vollendete der Verrath und die Kopfflosigkeit der Führer. Der König konnte das Wenige, was treu und tapfer blieb, nur retten, indem er es bis über die Weichsel zurückführte. Alle Provinzen jenseits der Elbe gingen verloren; der Rest, verarmt und fast aller Hülfquellen beraubt, schien eine leichte Beute des Eroberers zu sein. Auf

bessere Tage zu hoffen, hielten die meisten für eine Verwegenheit.

Und doch gab es so verwegene Männer in Preussen. Die Härte der Bedrückung, die unerhörte Grösse der Misshandlungen, welchen das Volk, welchen selbst der König und seine Familie ausgesetzt waren, erweckte in ungeahnter Stärke das Gefühl der Rache und die Sehnsucht nach Befreiung von der Fremdherrschaft. Mehr, wie es seit Jahrhunderten geschehen war, traten die persönlichen Interessen in den Hintergrund, um den grossen Gedanken des Vaterlandes und der Freiheit Platz zu machen. Mitten aus dem Chaos der Leidenschaften erhob sich der Idealismus, jener deutsche Idealismus, der sehr bald das Schreckbild des Eroberers werden sollte. Wie lange war es her, dass man von einem deutschen Vaterlande nichts mehr gehört hatte! Und nun erklang der Ruf des Dichters: das Vaterland muss grösser sein. Wie Wenigen war der Gedanke gekommen, dass ein solches Vaterland der Hort der bürgerlichen Freiheit und des Friedens, die Heimat der höchsten Culturbestrebungen werden könne!

Mit innigstem Dank müssen wir es anerkennen, dass unter diesen Idealisten auch der König war. In den Tagen von Memel und Königsberg gewann er Zeit, mit treuen Rathgebern die Aussichten auf die Zukunft zu mustern. Obwohl niedergedrückt durch das tragische Geschick des Staates, ängstlich sorgend um jeden neuen Schritt, dass er nicht zu noch tieferem Fall führen möchte, im Herzen bekümmert durch die traurigsten Rückwirkungen auf die liebsten Angehörigen, fand er doch die Kraft, seine persönliche Würde zu wahren und nicht bloss die Hoffnung auf eine günstigere Wendung des Geschickes festzuhalten, sondern auch in wahrhaft staatsmännischer Würdigung der Verhältnisse die Mittel aufzusuchen, wie durch eigene Thätigkeit der Nation ihre Wiederaufrichtung ermöglicht werden könne.

Das tief religiöse Gefühl, das ihn während seiner langen Regierung fast niemals verlassen hat, erfüllte ihn mit unwandelbarem Gottvertrauen. „Mit Gott für König und Vaterland“ wurde bald der Schlachtruf, mit dem das Volk zu dem schweren Kriege aufstand. Sah man doch, mit welcher Umsicht und Entschlossenheit die erprobten Männer, welche der König in seinen Rath berief, Alles zur endlichen Befreiung vorbereiteten. Es war Regierungsprincip geworden, alle lebendigen Kräfte zu freier Thätigkeit aufzurufen. Schon die Jahre 1807 und 1808 brachten Reformen, die einer Revolution nahe kamen. Das für die moderne Welt ganz neue Princip der allgemeinen Wehrpflicht wurde proclamirt. Für die freie wirthschaftliche Bewegung der ländlichen Bevölkerung, für die Selbstverwaltung der städtischen Gemeinden wurde offene Bahn geschaffen. Neue Gestaltungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens sollten für die Bildung des Volkes die weiteste Bürgschaft gewähren. Und als erste und höchste Aufgabe nahm der König die Gründung einer Universität in Berlin in sein Programm auf.

Durch die Abtretung der westlichen Provinzen waren Halle, Erlangen und eine Reihe sächsischer, westfälischer und rheinischer Universitäten verloren gegangen. Eine Deputation hallescher Professoren, die im August 1807 in Memel erschien, erbat die Verlegung ihrer Universität nach Berlin. Der König glaubte dies aus Gründen der äusseren Politik ablehnen zu müssen, aber er erklärte, dass er in Berlin eine neue Universität schaffen wolle, und er fügte das berühmte Wort hinzu, man müsse das, was der Staat an physischen Kräften verloren habe, durch geistige ersetzen. Eine Cabinetsordre vom 4. September 1807 verfügte demgemäss „die Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften.“

Berlin war damals noch von den Franzosen besetzt. Erst nach einem Jahre, am 3. December 1808, fand die Räumung statt. Am 13. December war ein neues Staatsministerium gebildet und am 20. Februar 1809 wurde Wilhelm v. Humboldt an die Spitze der Unterrichtsverwaltung gestellt. Jetzt begann die positive Arbeit. Schon nach wenigen Monaten sehen wir den gelehrten Staatsmann im fernen Osten, beschäftigt mit der Aufgabe, die er als die erste und höchste betrachtete, mit der Vorbereitung für die Organisation der Berliner Universität. Sie sollte, wie er sagte, etwas Anderes sein, als eine blosse Landesuniversität; mit ihr sollte „der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum noch erhoffte Freistatt eröffnet werden“. Er gewann eine Reihe der ausgezeichnetsten Gelehrten, er sicherte die Privilegien der neuen Anstalt, er erhielt für sie diesen Palast, in dem wir uns befinden; nur die Dotation, welche er forderte, konnte er nicht erreichen. Am 14. Juni 1810 sah er sich veranlasst, seine Entlassung zu nehmen, aber er schied nicht ohne die Genugthuung, den grössten praktischen Erfolg erzielt zu haben, den das Leben ihm gewährt hatte.

Der König hatte zu Weihnachten des Jahres 1809 mit seiner Familie und seinen Räthen Ostpreussen verlassen. Als 40jähriger, schwer geprüfter Mann kehrte er in die Hauptstadt zurück, von wo aus seine Vorfahren in vier Jahrhunderten den Aufbau des Staates, von dem jetzt wenig mehr als die Fundamente stehen geblieben waren, geleitet hatten. Er betrat wieder die Stätten, in denen er als Hausvater das stille Glück der jungen Ehe genossen hatte, zugleich bemüht, sein ganzes Volk glücklich zu machen, indem er es zu Gottesfurcht und Sittenreinheit erzöge. Wie war das Alles verändert! Und doch war noch nicht das Schwerste überstanden. Das Liebste, was der König besass, die schöne und hochsinnige Frau, die mit einer Tapferkeit ohne

Gleichen alles Leid mit ihm getragen, die ihn im Unglück getröstet und erhoben hatte, sollte ihm entrissen werden. Die schleichende Krankheit, deren Zeichen schon seit längerer Zeit bemerkbar gewesen waren, machte schnelle Fortschritte. Am 19. Juli 1810 erlag die Königin ihrem Leiden.

Die Welt weiss es, wie tief Friedrich Wilhelm diesen Verlust empfand, wie das ganze Volk mit ihm trauerte. Noch heute ergreift jeden, der das herrliche Monument erschaut, das der König der treuen Dulderin errichten liess, das Gefühl der Bewunderung und des immer neuen Schmerzes. Damals ward die Erinnerung an die Noth, welche die Königin hatte überstehen müssen, ein Anreiz mehr, alle Gemüther zu bewegen, an die Befreiung des Vaterlandes die äussersten Anstrengungen zu setzen, um darin eine Sühne zu gewinnen für den Kummer, welcher der edelsten der Frauen angethan war.

Wenn man die Aktenstücke, welche die Vorbereitungen für die neue Universität betreffen, in ihrer chronologischen Reihenfolge mustert, so findet sich nur eine kleine Lücke, welche den Eintritt eines so schweren Ereignisses ahnen lässt. Schon im August beginnen die weiteren Verhandlungen, bei denen zum letzten Male Wilhelm von Humboldt zugezogen ward. Vom 28. September ist die Cabinetsordre datirt, durch welche der erste Rector und die Decane der vier Facultäten ernannt wurden, und am 10. Oktober 1810 versammelten sich zum ersten Male im Universitätsgebäude die bis dahin Berufenen. Es war eine kleine Versammlung, im Ganzen, 16 Personen. Die Verhandlung vollzog sich ganz geschäftsmässig, ohne Sang und Klang. Man fühlt es, wie der Druck der Zeit auf allen gelastet hat. Vielleicht niemals früher und später ist ein so grosser, durch so lange Zeit und mit so kühnen Hoffnungen erwarteter Act so still und formlos begangen worden.

Aber sofort ging man an die Arbeit. Schon am 15. Oktober eröffneten Hufeland, Graefe und Klaproth ihre Vorlesungen, am 21. Fichte; am 29., dem ursprünglich in Aussicht genommenen Tage, folgte die Mehrheit. So klein der Lehrkörper war, so energisch war seine Thätigkeit: der Glanz der Namen und der Leistungen liess die geringe Zahl übersehen.

Es kann nicht die Aufgabe der heutigen Betrachtung sein, weiter in die Schilderung der einzelnen Hergänge einzutreten. Das Erinnerungsfest, das wir begehen, ladet weit mehr zu einer allgemeinen Erörterung der Ergebnisse ein, welche die neue Anstalt geliefert hat. In wie weit hat sie die Erwartungen erfüllt, welche der König an ihre Begründung geknüpft hatte? welche Bedeutung hat sie für die Entwicklung der Wissenschaft gehabt?

In erster Linie hat sie, — das dürfen wir wohl, ohne ruhmredig zu sein, aussprechen, — in mächtig anregender Weise das nationale Gefühl gehoben. Schon ihre blosse Existenz war ein Merkzeichen, dass Preussen sich selbst nicht verloren gab. Die ersten Jahre ihres Bestehens brachten freilich eine Verstärkung des Druckes der Fremdherrschaft. Der russische Feldzug Napoleons steigerte das Elend der Landestheile, die noch preussisch geblieben waren. Die Contributionen, welche der Feind erhob, obwohl er ein Bundesgenosse geworden war, erschöpften die letzten Hilfsquellen. Widerwillig empfand die preussische Armee, welche gezwungen war, die Invasion Russlands mitzumachen, die Erniedrigung, ein Werkzeug für fremde Zwecke zu sein. Die Patrioten und mit ihnen die Jugend, welche daheim geblieben war, sann auf Mittel, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Um Fichte, der niemals die Hoffnung auf eine Wiedererhebung aufgegeben und schon vor der Gründung der Universität seine zündenden Reden an die deutsche Nation

begonnen hatte, sammelte sich ein Kreis begeisterter Jünger. Und als endlich, nach dem schmachvollen Ende des russischen Feldzuges, der Aufschwung in dem fernen Ostpreussen begann, als der Aufstand des ganzen Volkes eine Möglichkeit wurde und als auch in dem Rathe des Königs die Entschlossenheit siegte, da wurde der Aufruf zu dem Befreiungskriege nirgend mit mehr Begeisterung beantwortet, als in den Kreisen der Berliner Universität. Hier war Alles bereit. Lehrer und Studirende stellten sich zum Waffendienst. Die Erinnerungstafel in diesem Saale nennt die Namen der Tapferen, welche 1813 und 1815 ihre Hingebung an das Vaterland mit dem Tode besiegelt haben. So hat die Universität durch Lehre und Beispiel gezeigt, welche Kräfte geistige Erhebung dem Staate zur Verfügung stellt.

Erst langsam füllten sich nach wiedergewonnenem Frieden die Hörsäle, welche fast verlassen gewesen waren. Noch längere Zeit hat es bedurft, die akademische Jugend wieder daran zu gewöhnen, dass ihre Aufgabe das Lernen und die Vorbereitung zum Handeln, aber nicht das Handeln selbst ist. Wiederholt ist die akademische Freiheit schwer bedroht gewesen durch das ungezügelte Streben Einzelner, in den Gang der öffentlichen Dinge einzugreifen. Aber mehr und mehr ist die ruhige Arbeit als die eigentliche Aufgabe des Studiums erkannt worden, und es ist gelungen, die Palladien des akademischen Lebens, die Lehrfreiheit für die Lehrer, die Lernfreiheit für die Lernenden, aus allen Angriffen zu retten.

Wie hat sich nun die thatsächliche Entwicklung der Universität gestaltet? Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Zielpunkte der gelehrten Forschung vor 1810. Ein Eingehen in Einzelheiten verbietet sich dabei von selbst.

Seit der Reformation hatte sich auf den norddeutschen Universitäten mehr und mehr eine dominirende Stellung der

philosophischen Fakultäten herausgebildet. Obwohl in der hierarchischen Rangordnung die letzte, übte die philosophische Fakultät doch in Wirklichkeit eine bestimmende Einwirkung auf die Gesamttrichtung der Studien aus, sowohl in Betreff der Methode, als in Betreff des materiellen Inhaltes der Lehre. In dieser Fakultät waren die klassische Philologie und die Geschichte einerseits, die Mathematik und ein Theil der Naturwissenschaften andererseits vertreten, und da zu ihnen die Philosophie im engeren Sinne hinzutrat, so fand hier der universelle Charakter des akademischen Unterrichts seinen deutlichsten Ausdruck. Die philosophische Fakultät stellte gewissermassen den Mikrokosmos der Universitas dar. Die anderen Fakultäten erhielten dadurch mehr die Stellung von Fachschulen; selbst die medicinischen Fakultäten, obwohl sie häufig Lehrstühle für Chemie, Botanik und Naturkunde enthielten, konnten sich dem nicht ganz entziehen. Je kräftiger sich dann die eigentliche Philosophie entwickelte, um so mehr erschien sie als der wirkliche Mittelpunkt oder geradezu als die höchste Spitze der gelehrten Studien. Ihre Methode wurde maassgebend auch für die Specialfächer.

Diese Entwicklung hatte sich zuerst in glänzender Weise in Halle vollzogen. Kurfürst Friedrich III. stiftete 1694 die dortige Universität, wie die Akademie der Künste und der Wissenschaften in Berlin, um den Menschen, wie er sagte, zum Menschen zu machen, ihn von dem Schmutz der Barbarei zu befreien und ihm auf Erden eine Heimath zu bereiten. In Halle war es, wo zuerst auf deutschem Boden die Philosophie die Führung gewann. Christian Wolf sammelte zahlreiche Schüler um sich, welche die neue Weise schnell über Deutschland verbreiteten. Aber sehr bald ward er den Gläubigen verdächtig. Eine Rede de philosophia Sinensium morali gab die Gelegenheit

zu einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. vom 15. November 1723, durch welche er seiner Stelle entsetzt und mit sofortiger Verbannung bestraft wurde. Damit endete dieser erste, viel versprechende Anfang. Die Zurückberufung Wolfs durch Friedrich II. 1740 konnte die schwere Scharte nicht mehr ausgleichen.

Der Ruhm, eine zweite und lang dauernde Periode des Glanzes für die Philosophie herbeigeführt zu haben, fiel der Universität in Königsberg zu. Herzog Albrecht von Preussen hatte sie 1544 gestiftet, auf dass sie eine Hochschule der reinen lutherischen Lehre sei. Aber schon zur Zeit des grossen Friedrich büsste sie ihren theologischen Charakter mehr und mehr ein. Immanuel Kant, der 1770 die Professur der Logik und Metaphysik erhielt, ward der anerkannte Lehrer von Mitteleuropa; mit ihm trat die Kritik an die Stelle des Dogma. Seine Autorität war trotzdem auch in den kirchlichen Schulen anerkannt; selbst katholische Universitäten von Mitteldeutschland sandten ihm Schüler, die bestimmt waren, daheim als Lehrer zu wirken. Die Strenge seines Sittengesetzes, die absolute Gültigkeit des kategorischen Imperativs, welche er lehrte, bildeten das versöhnende Glied zwischen sonst weit auseinandergehenden Richtungen. Friedrich Wilhelm III., der schon als Kronprinz Kants Schriften mit Interesse verfolgt hatte, und der während des ostpreussischen Exils in persönlichen Verkehr mit ihm getreten war, wusste seine hohe sittliche Bedeutung ganz zu schätzen. Kants Erfolge haben nicht am wenigsten dazu beigetragen, die Hoffnungen zu stärken, die in den Regierungskreisen auf die Errichtung einer neuen Universität gesetzt wurden.

Diese Hoffnungen sammelten sich ganz besonders auf einen der Schüler Kants, auf denjenigen, welcher in Wirklichkeit unserer Universität als Taufpathe gedient und ihr in ihrem Be-

ginn gleichsam die Signatur gegeben hat, auf Fichte. Ihm war das Glück zu Theil geworden, in Jena zu lehren in jener Zeit des höchsten Glanzes, wo die Dichterfürsten eine neue Periode der Literatur begründeten und eine Fülle der trefflichsten Gelehrten sich zu ihnen gesellte. Unter den jüngeren Männern, die von allen Seiten heranströmten, waren auch die Gebrüder Humboldt, welche für Fichte später die Brücke nach der nordischen Hauptstadt schlugen. 1793 war ihm die Professur für Philosophie in Jena übertragen worden. Damit beginnt jene neue Wendung der Philosophie, die, obwohl im Grunde rein idealistisch, zur Naturphilosophie führte und in schneller Folge einen Zweig der Wissenschaft nach dem anderen in aprioristischer Weise umgestaltete. Fichte wurde bald des Atheismus angeschuldigt, und als auch aus dem eigenen Lager in Schelling ein starker und gewandter Widersacher erstand, zog er es vor, die kleine Musenstadt zu verlassen. Friedrich Wilhelm III. nahm ihn in Berlin auf, noch ehe die Universität ins Leben trat, und gewährte ihm so die Möglichkeit, seinen Idealismus in eine praktisch-politische Thätigkeit umzusetzen, wie es vor ihm kaum einem Philosophen vergönnt gewesen ist. Sein Feuereifer, seine Beredtsamkeit, seine Liebe zur Freiheit sicherten ihm einen Einfluss, der gewiss auf lange bestimmend geworden wäre in der Zeit des wiedergewonnenen Friedens. Aber das Geschick wollte es anders. Schon am 27. Januar 1814 starb Fichte am Typhus, angesteckt am Krankenbette seiner Gattin, welche die Krankheit aus den Kriegslazarethen mitgebracht hatte.

Zur Besetzung des vacanten Lehrstuhles wurde 1816 auf Schleiermacher's Vorschlag Hegel dem Ministerium vorgeschlagen. Trotz eines Separatvotums von de Wette, welcher darlegte, dass das System dieses Philosophen in Widerspruch stehe sowohl mit dem Christenthum, als mit den zuverlässigen Principien der aristote-

lischen Logik, und im Grunde nur eine andere Form von Naturphilosophie sei, erhob die Regierung keine Bedenken. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich für diesmal. Indess nur für kurze Zeit, denn schon 1818 wurde der schlagfertige Dialektiker für Berlin gewonnen. Alles erwartete seine Vorlesungen mit Spannung. Der Kreis seiner Anhänger wuchs schnell und erweiterte sich jährlich mehr. Bald war sein Einfluss auf die Denk- und Sprechweise der Zeitgenossen so gross geworden, dass in jeder Facultät Hegelianer zu finden waren. Die ganze Wissenschaft wurde von ihnen neu umgearbeitet und die Terminologie des Meisters bis in die letzten Tiefen jeder Special-Disziplin getragen. Als ihn am 14. November 1831 die Cholera bei ihrem ersten Gange durch unser Vaterland hinwegraffte, hinterliess er einen förmlichen Generalstab geschulter Jünger, die es übernahmen, in seinem Sinne weiterzuwirken und die Tradition seiner Lehre auf die kommenden Geschlechter zu übertragen. Nichts schien fester gefügt zu sein, als diese in sich geschlossene Schule. Theologie und Jurisprudenz, Staatswissenschaft und Aesthetik waren in hegelsche Sprache und Anschauung übertragen; nur in der Medicin und den Naturwissenschaften beschränkte sich die Invasion auf einzelne Vertreter. Obwohl der Meister fehlte, erhielt sich der Nimbus noch ein volles Jahrzehnt, man kann sagen, bis zum Tode König Friedrich Wilhelm III, vorzugsweise getragen durch die Gunst des Ministers Altenstein, der selbst ein begeisterter Hegelianer war. Aber in keinem der Schüler fand sich die schöpferische Initiative, auch nicht die schwärmerische Begeisterung, welche grosse Kreise von Menschen bewegt; das oft pedantische und gedankenleere Phrasenwerk, welches als Rückstand der einstigen Bewegung übrig blieb, wurde schliesslich ein Gegenstand des Spottes, wie es früher ein Gegenstand des Staunens oder gar der Bewunderung gewesen war.

Mit dem Hegelianismus endete für König Friedrich Wilhelm III. die Reihe der philosophischen Schulen, die er eine nach der anderen hatte aufstehen sehen. Die Naturphilosophie in ihrer strengeren oder besser gesagt in ihrer consequenteren Durchführung war ihm nicht unmittelbar nahe getreten. Ihr Vertreter Schelling, erst Schüler, dann Rival, schliesslich Nachfolger Fichte's in Jena, hatte bald seine Wirksamkeit nach Bayern verlegt, und hier war es ihm gelungen, durch kühne Einbrüche in die Physiologie und Pathologie die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich und seine Lehre zu lenken. Aber die leitende Stellung, welche die Naturphilosophie in der That einmal in der Medicin erreicht hat, dauerte nicht lange; für Berlin wäre sie vielleicht spurlos vorübergegangen, wenn nicht Hegel Vieles aus der Lehre seines alten Freundes Schelling in sein System herübergenommen hätte.

Sonderbarerweise trat ein Paar Decennien nach der eigentlichen Blüthezeit der Naturphilosophie, zehn Jahre nach dem Tode Hegel's, gleich nach dem Ableben König Friedrich Wilhelms III. unerwartet eine Wendung ein, welche der Naturphilosophie die Anwartschaft auf den vacanten Lehrplatz zu eröffnen schien. Friedrich Wilhelm IV. berief Schelling nicht lange nach seiner Thronbesteigung nach Berlin (1841). Die grössten Hörsäle waren nicht genügend, die Masse der Zuhörer, theils Studenten, aber auch zahlreicher Vertreter aller Schichten des gebildeten Volkes, aufzunehmen, welche die, fast einer Offenbarung gleich geachteten, Revelationen des berühmten Denkers aus seinem eigenen Munde vernehmen wollten. Man erfuhr bald, was man ohnehin wissen konnte, dass der alternde Philosoph die Schwächen seiner Lehre durch allerlei mystische Zusätze und durch eine dem entsprechenden, verwirrende Phraseologie zu verdecken suchte, dass er aber im Denken weder weiter, noch tiefer vorgedrungen war.

Der Versuch wurde daher bald abgebrochen und mit dem Autor verschwand auch die Naturphilosophie aus Berlin, wo der Boden durch den Hegelianismus allerdings vorbereitet, aber auch ausgesogen war.

Ueberschaut man im Grossen die Geschichte des inneren Lebens an unserer Universität, so lässt es sich nicht verkennen, dass dasselbe, wenn auch nicht durchweg, so doch dem äusserlichen Anschein nach, während der ganzen Zeit Friedrich Wilhelms III. unter dem Zeichen der Philosophie gestanden hat. Und doch war dieser König weder ein Philosoph im strengen Sinne des Wortes, noch ein begeisterter Bewunderer der Philosophie. Wir besitzen darüber Aeusserungen des Biographen, der ihm während dieser Zeit nahe gestanden hat, des Hofpredigers und Bischofs Eylert. Es mag sein, dass die Aufzeichnungen desselben, entsprechend seiner kirchlichen Stellung, etwas einseitig ausgefallen sind, aber an ihrer Wahrhaftigkeit haben wir keine Veranlassung zu zweifeln.

Eylert sagt von dem Könige: „Philosophie als Wissenschaft liebte er nicht; die Neigung dafür war Ihm versagt. — In der Geschichte der Philosophie, die im allgemeinen Umriss wenigstens historisch Ihm nicht unbekannt war, fand Er auch keine Ermunterung, sich mit ihr näher zu befreunden. Der darin hervortretende Kreislauf wechselnder Systeme, wo das Gebauete zerstört, das vorher Hochgepriesene herabgesetzt und getadelt wird, und dann das Niedergerissene in neuen Formen und Farben wieder auflebt, hatte Ihm vielmehr Misstrauen gegen menschliche Weisheit eingeflösst.“ Eylert schildert dann, wie der König Kant lieb gewonnen habe. „Als aber“, heisst es weiter, „nach dem Tode Kant's Fichte ein neues System erbaute und die Vergötterung, in der man jenem gehuldigt, nun diesem zugewandt wurde, aber dann nun auch dieser sich wieder von Schelling verdunkelt sah, und

das nun unter den verschiedenartigsten Modificationen in schnellem Wechsel so fortging, bis Hegel nach Berlin berufen wurde, da wurde es dem Könige doch zu bunt. Er verlor nun vollends alle Lust, die labyrinthischen Ideengänge ferner zu verfolgen, und gab Seine unmittelbare Theilnahme daran gänzlich auf.“

Darnach scheint es, dass der König ungleich schneller zu dem Ergebnisse kam, welches die grosse Menge der Gebildeten, ja auch der Gelehrten erst weit später und nach grossen Umwegen erreichte. Das ist jedenfalls sicher, dass mit dem Tode Hegel's auch die Universität dauernd aus dem Bann der philosophischen Systeme erlöst worden ist. Kein Philosoph hat seitdem eine ähnlich beherrschende Stellung eingenommen und, wir dürfen es mit Anerkennung sagen, auch nicht beansprucht. Wollen wir aber die Zeit während der Regierung Friedrich Wilhelms III kurz bezeichnen, so dürfte kein Wort den damaligen Zustand schärfer ausdrücken, als die Bezeichnung: „die philosophische Zeit“.

Eine solche Bezeichnung kann leicht missverstanden werden. Wir haben seitdem ausgezeichnete Philosophen unter unseren Lehrern gehabt, treffliche Männer, welche geeignet waren, ihren Zuhörern das Wesen der Philosophie, die Denkgesetze, die Methode des Wahrnehmens und des Urtheilens, den Hergang der geistigen Entwicklung und sein Maass, zu erklären und verständlich zu machen, aber glücklicherweise hat keiner von ihnen ein philosophisches System erfunden oder dasselbe durch eine kunstvolle Phraseologie in die Sprache der Jugend einzuführen versucht. Damit ist freilich ein starker Anreiz, sich mit Philosophie zu beschäftigen, hinweggefallen, denn gerade das Dunkle und Unverständene zieht viele Geister mehr an, als das Klare und Verständliche. Auch mag es sein, dass, nachdem die Beschäftigung mit einem bestimmten philosophischen System in Wegfall ge-

kommen war, die Neigung zur Beschäftigung mit Philosophie überhaupt und auf die Dauer geschwächt worden ist. Müssen wir Lehrer doch oft genug darüber klagen, dass die Kenntniss selbst der Logik und der Dialektik bei manchen Studirenden weit hinter den Anforderungen zurückbleibt, welche an einen akademischen Bürger, ja an einen gebildeten Menschen gestellt werden müssen. Daher lassen wir es an Ermahnungen nicht fehlen, diese schwere Lücke durch eigene Arbeit auszufüllen. Wie lange aber ein so beklagenswerther Mangel besteht, dürfte schwer auszumachen sein. Die naturphilosophische Schule, welche selbst in ihren Vertretern fehlerhafte Methoden und unzulässige Schlussfolgerungen genug hervorgebracht hat, war an sich wenig geeignet, die Lernenden zu derjenigen Sicherheit im Denken zu erziehen, die wir gegenwärtig fordern. Wenn de Wette schon vor 77 Jahren einen Gegensatz zwischen der Logik des Aristoteles und der von Hegel fand, so hat es etwas Tröstliches zu sehen, dass ein gleicher Gegensatz heutigen Tages bei Gelehrten nur selten hervortritt. In dem Maasse, als die philosophischen Systeme in den Hintergrund gedrängt wurden, sind die nüchterne Beobachtung und der gesunde Menschenverstand in ihr Recht getreten.

König Friedrich Wilhelm III. gehörte zu den nüchternen Naturen. Es ist höchst bezeichnend, dass sein vertrauter Biograph die Schilderung seiner geistigen Eigenschaften damit beginnt, als Grundlage seiner Eigenthümlichkeit seinen „gesunden, natürlichen Menschenverstand“ zu rühmen. „In einem seltenen Grade war er das Eigenthum des Königs,“ heisst es, „so dass man sagen kann, sein gesunder, natürlicher, gerader Menschenverstand prädominirte in Allem und stand ihm mit seiner Hülfe stets zur Seite“. Darum liebte er auch die Natur und, wengleich ihm eine eingehende Erziehung in den Naturwissenschaften nicht zu Theil geworden war, so war er doch gewohnt, auch den einzelnen und

selbst kleinen Erscheinungen der Natur seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken zuzuwenden. Und hier wird ausdrücklich und wiederholt bezeugt, dass ihm „am nächsten stand und ihn am besten verstand und belebte Alexander von Humboldt, — der tägliche Tischgenosse, der stete Begleiter auf Reisen, der vertraute Freund des unvergesslichen Königlichen Herrn“.

Humboldt hatte seine naturphilosophische Zeit gehabt. In Jena, 1795, beschäftigte er sich anhaltend mit dem Problem, welches damals alle Geister erfüllte, mit jenem halb naturalistischen und halb spiritualistischen Wesen, das man die Lebenskraft nannte. Der „rhodische Genius“, diese anmuthige Schöpfung der Phantasie eines Naturforschers, die er schweren Herzens in später Zeit preisgegeben hat, wird immer als ein charakteristisches Bild jener Verworrenheit erhalten bleiben, von der auch die besten Männer jener Zeit sich nicht losmachen konnten. Und doch war Humboldt damals schon, zuerst angeregt durch Girtaner's Arbeit über das Princip der Irritabilität und dann besonders durch die Entdeckungen Galvani's und Volta's, anhaltend und mit höchstem Eifer zu den berühmten Experimenten über das Wachsthum der Pflanzen und über die gereizte Muskel- und Nervenfasern geschritten, welche seine Befähigung darthaten, die strengen Methoden des Naturforschers zu handhaben. Wie rührend ist es, wenn er in einem Brief aus Jena von 1797 sagt: „Man fängt sich an zu überzeugen, dass diese Versuche einmal die Grundlage der praktischen Heilkunde werden können, und dass ich dadurch eine neue Wissenschaft (vitale Chemie) begründen kann.“ Mehr und mehr wandte er sich der empirischen Betrachtung der Natur zu, und schon 1795 schrieb er an Blumenbach: „Thatsachen stehen fest, wenn das flüchtig aufgeführte theoretische Lehrgebäude längst eingestürzt ist. Ich habe die Thatsachen stets von meinen Vermuthungen getrennt. Diese Art, Natur-

erscheinungen zu beobachten, scheint mir am fruchtbarsten und gründlichsten.“

Dann war die grosse amerikanische Forschungsreise gekommen. Kaum zurückgekehrt, am 3. September 1804, erklärte Humboldt sich bereit, dem Könige seine Dienste zu widmen. Friedrich Wilhelm empfing ihn mit hoher Auszeichnung und stattete ihn grossmüthig mit den Mitteln zur Fortsetzung seiner Arbeiten aus. 1808 wurde er als Begleiter des Prinzen Wilhelm nach Paris geschickt, wo er auch nach Erledigung der politischen Mission bis zum Jahre 1826 verblieb, im engsten Verkehr mit den ersten Naturforschern des Jahrhunderts. Hier vollendete er nicht nur seine experimentelle Ausbildung, sondern auch seine allgemeine philosophische Entwicklung. Und als er endlich 1827 zu dauerndem Aufenthalt in die Heimath zurückkehrte, da begann jenes nahe Verhältniss zu dem Könige, dem er Berather und Freund wurde. Das war für unsere Universität der definitive Uebergang in die naturwissenschaftliche Zeit.

Es würde ungerecht sein, diese Wandlung allein Humboldt zuzuschreiben. Lange vor seiner Rückkehr war in Berlin ein kräftiger Stamm ächter Naturforscher vereinigt. Die Akademie der Wissenschaften und das Collegium medico-chirurgicum zählten unter ihren Mitgliedern die tüchtigsten Männer. Ja, das letztere war schon vor der Gründung der Universität so voll ausgestattet, auch mit naturwissenschaftlichen Lehrkräften und Einrichtungen, dass es einer medicinischen Facultät gleichgestellt werden konnte. So erklärt es sich auch, dass in der ersten Zeit der Universität die neugeschaffene medicinische Facultät die grösste Zahl der Studirenden hatte. Dazu kamen verschiedene andere Anstalten mit eigenem Personal, unter denen nur der botanische Garten, die Sternwarte und die Bibliothek genannt werden mögen.

Aber alles das war ungenügend, man darf wohl sagen, ärmlich ausgestattet, und es bedurfte des ganzen Wohlwollens des Königs und eines dauernden Interesses Seitens der Minister, um die Anstalten im modernen Sinne und im Wettstreit mit den Einrichtungen anderer Staaten auszugestalten und zu vervollständigen. Es mussten neue Stellen und neue Arbeitsgelegenheiten geschaffen werden. Dazu zu helfen war Alexander von Humboldt stets bereit. Man darf ihn wohl den Schutzgeist der fortschreitenden Wissenschaft in der Zeit Friedrich Wilhelms III. und noch darüber hinaus nennen. Seine umfassende Bildung, sein immenses Gedächtniss, seine zahlreichen Verbindungen ermöglichten es ihm, ein eingehendes Verständniss und ein geläutertes Urtheil über Personen und Sachen zu gewinnen. Zugleich bürgte sein unbefangener rechtlicher Sinn dafür, dass er seinen Einfluss stets in unparteiischer Weise verwendete, gleichviel welchem Beruf, welcher Nation oder Confession sein jeweiliger Schützling angehörte. Humboldt war der Mann des Vertrauens für jeden Gelehrten, nicht bloss für den Naturforscher, wengleich selbstverständlich für diesen am meisten.

So erklärt es sich, dass wir ihn schon im Jahre 1828 an der Spitze der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte treffen, welche damals, wenige Jahre nach ihrer Gründung, zum ersten Male in Berlin tagte. Wenn diese Versammlung, welche die Vertreter aller Zweige der Naturwissenschaften zu persönlicher Bekanntschaft und Aussprache in sich vereinigte, auf den Gang der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland einen so grossen und nachhaltigen Einfluss gewonnen hat, so verdankt sie das nicht zum Wenigsten der persönlichen Betheiligung Humboldts. Mit der Berliner Versammlung begann der Aufschwung, der die Naturforscher-Versammlung zu der populärsten und besuchtesten Wanderversammlung gemacht hat. Das Erscheinen der ersten

Gelehrten, auch des Auslandes, gab ihren Verhandlungen eine Autorität, welche für die Ausbreitung verbesserter Methoden, für die allgemeine Kenntnissnahme von den neuen Entdeckungen, insbesondere auch für die Werthschätzung der Regierungskreise entscheidend wurde. Es durfte als ein höchster Erfolg angesehen werden, dass Friedrich Wilhelm III. selbst in einer geselligen Zusammenkunft der Naturforscher erschien.

Humboldt war damals eben damit beschäftigt, den Bau einer neuen Sternwarte in Berlin zu betreiben. Der alte Thurm in der Dorotheenstrasse, der so lange für die astronomischen Beobachtungen gedient hatte, konnte nicht mehr als ein brauchbarer Ort für die verfeinerten Aufgaben der Wissenschaft gelten, nachdem die Astronomie ganz andere Ziele gewonnen hatte, als die Herstellung des Kalenders. Friedrich Wilhelm III., der in der schwersten Zeit die neue Sternwarte in Königsberg hatte errichten lassen, der durch Bessel ein Verständniss für die Wichtigkeit der Himmelskunde gewonnen hatte, gab dem Andrängen seines vielerfahrenen Rathgebers nach. Er bewilligte die Mittel zur Beschaffung vollkommenerer Instrumente und demnächst auch zur Erbauung der neuen Sternwarte.

Damit wurde jene neue Periode der Regententhätigkeit inaugurirt, welche seitdem in unaufhörlicher Folge die Zahl der wissenschaftlichen Specialinstitute in der Hauptstadt vermehrt hat. Einige derartige Einrichtungen bestanden schon aus älterer Zeit. Das Bedürfniss, ein besseres technisches Personal für die ärztliche Pflege der Soldaten zu erziehen, hatte bereits 1713 zur Gründung eines anatomischen Theaters geführt. Die Akademie der Wissenschaften hatte unter Friedrich dem Grossen in ihrem Hause in der Dorotheenstrasse ein chemisches Laboratorium eingerichtet. Aus den Blumen- und Küchengärten, welche der grosse Kurfürst nach holländischem Muster angelegt hatte, war allmählich der botanische Garten erwachsen, freilich in so ärmlichem Zustande,

dass Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1801 unter Aufwendung grösserer Mittel eine völlige Neugestaltung desselben in Angriff nehmen musste.

Man begriff eben mehr und mehr, dass die Naturwissenschaft nur in der Beschäftigung mit der Natur selbst erfasst werden könne und dass zu einer dauernden Verbindung der Wissenschaft mit den realen Dingen grosse Anstalten erforderlich sind: Museen, Sammlungen, Laboratorien, Institute. Ganz besonders trat dies hervor, als erkannt wurde, dass der Versuch das wichtigste Mittel ist, die Natur zu einer Antwort über das Wesen, die Ursachen und das Geschehen eines Vorganges zu zwingen. Aus den Studierzimmern der Philosophen war kein Aufschluss über wirkliche Naturvorgänge hervorgegangen. Seitdem der Glaube an Zauberformeln in die äussersten Kreise des Volkes zurückgedrängt war, fanden auch die Formeln der Naturphilosophen wenig Vertrauen mehr.

König Friedrich Wilhelm III. und seine Minister beschränkten, nicht zum wenigsten aus finanziellen Bedenken, ihre Theilnahme an der Neugestaltung der wissenschaftlichen Anstalten auf vereinzelte Fälle und auf gelegentliche Abhülfe der schlimmsten Missstände. Zu einer prinzipiellen Stellungnahme kam es nicht. Auch die Sorge König Friedrich Wilhelm IV. war mehr den Kunstinstituten, als den wissenschaftlichen Anstalten zugewendet. Nur durch eine Verkettung günstiger Umstände geschah es, dass in seiner letzten Regierungszeit, im Jahre 1856, das neue pathologische Institut errichtet wurde, das erste dieser Art, das überhaupt als selbständige Anstalt in der Welt geschaffen worden ist.

Es dauerte glücklicherweise nicht lange, bis auch anderen Disciplinen ähnliche Anstalten, die meisten in ungleich prachtvollerer Gestalt, geboten wurden. Unter Kaiser Wilhelm erstanden die Paläste für das physiologische und das physikalische Institut; das chemische Institut wurde ganz umgestaltet, daneben ein zweites

chemisches und ein pharmakologisches Institut erbaut, es folgten zwei anatomische Institute, das grosse Museum für Naturkunde mit dem zoologischen Institut, das hygieinische Institut, — kurz, im Laufe weniger Jahrzehnte eine so grosse Zahl von Neubauten, dass gegenwärtig keine der experimentirenden Disciplinen bei uns ohne ein eigenes Haus und ohne die nöthigen Instrumente ist. Auch die Krankenanstalten sind nicht leer ausgegangen, zumal da die städtischen Behörden in schönem Wetteifer bemüht waren, immer vollkommnere Hospitäler zu errichten.

So sind wir, um das stolze Wort zu gebrauchen, das einer der berühmtesten Vertreter der physikalischen Wissenschaft, unser kürzlich verstorbener Freund Siemens, auf der zweiten Berliner Naturforscherversammlung ausgesprochen hat, in das naturwissenschaftliche Zeitalter eingetreten. Jetzt verlangt man von dem Gelehrten, dass er auch ein Forscher sei, und die Ansprüche in Bezug auf die Lehre haben sich so sehr gesteigert, dass schon der akademische Unterricht sich die Aufgabe stellt, die lernende Jugend nicht blos in die Methoden, sondern auch in die Praxis der Untersuchung einzuführen. Es bedarf keiner besonderen Beweisführung mehr, dass diese Art der Wissenschaft eine nützliche sei. Jedermann im Volke sieht es, welchen Nutzen Staat und Gesellschaft von den neuen Anstalten haben. Das alte Wort Baco's von Verulam ist eine Wahrheit geworden: *Scientia est potentia*.

Sicherlich ist es ein erhebender Ausblick, wenn wir von dem gegenwärtigen Zustande unserer Universität zurückschauen auf ihre Anfänge, wenn wir uns sagen, dass 80 Jahre ausgereicht haben, um die Wissenschaft und den Unterricht von Grund aus umzugestalten. Auch wer nur einen kleinen Theil dazu beigetragen hat, darf mit einem Gefühl tiefer Befriedigung auf seine Arbeit zurückschauen. Aber es wäre eine Thorheit zu glauben,

dass wir am Ende seien mit der Forschung, dass wir sicher wären vor neuen Gefahren. Nicht einmal die alten sind vollständig überwunden. Vielleicht sind die sogenannten exakten Naturwissenschaften, Physik und Chemie, auf lange Zeit gesichert, seitdem an die Stelle der vielen Naturkräfte die Erkenntniss von ihrer Einheit getreten ist. Aber jene grosse Schaar von Disciplinen, welche das Leben und seine Geheimnisse zu ihrem eigentlichen Vorwurfe gemacht haben, die gesammte Biologie, ist noch keineswegs gesichert und gerade von da aus hat von jeher der Mysticismus seine schlimmsten Einbrüche vollführt.

Es hat lange gewährt, ehe das Leben in seiner Besonderheit anerkannt worden ist. Die Anfänge einer einsichtigen Betrachtung desselben liegen nicht viel mehr als zwei Jahrhunderte hinter uns. Und von diesen zwei Jahrhunderten sind drei Viertel verbraucht worden, um die Lehre von der Lebenskraft als einer besonderen *divinus* von mehr oder weniger spiritualistischer Natur zurückzuschlagen. Erst seitdem wir wissen, dass Leben Zellenthätigkeit ist und seitdem wir in der Zelle das lebende Wesen unmittelbar sehen und zum Versuch zwingen können, — eine Erkenntniss, welche die Welt hauptsächlich unserem Johannes Müller und seiner Schule verdankt, — spricht niemand mehr von Lebenskraft. Aber die Frage nach dem Wesen des Lebens ist damit nicht endgültig gelöst, so wenig als die Frage nach dem Wesen des menschlichen Geistes durch den Nachweis, dass die geistige Thätigkeit an Nervensubstanz gebunden ist. Und so lange diese Fragen noch offen sind, so lange sind auch die Thore für den Mysticismus nicht geschlossen.

Nichts ist in dieser Beziehung lehrreicher, als die Verhandlungen, welche seit dem Jahre 1812 über die Begründung einer Professur für thierischen Magnetismus in der medicinischen

Facultät stattfanden. Als eine grössere Anzahl von Bittstellern, darunter auch sonst verständige Aerzte, die Anstellung eines solchen Professors verlangte, erklärte der Staatsminister v. Schuckmann freilich, so bequem es auch sein möge, wenn die Weisheit durch Schlaf gegeben werde, könne er doch nie dafür stimmen, einen Meister solcher Kunst zu berufen, da er, dem gesunden Menschenverstande getreu, dies für wahre Gaukelei halte. Auch die medicinische Fakultät und die Medicinal-Abtheilung waren dagegen. Aber einige Jahre später äusserte der Staatskanzler v. Hardenberg den dringenden Wunsch, die beiden Hauptvertreter des thierischen Magnetismus in Berlin, Wolfart und Koreff, zu befördern, und seltsamer Weise stimmte auch Wilhelm von Humboldt dafür. So geschah es, dass durch Königliche Cabinetsordre beide Männer zu ordentlichen Professoren ernannt wurden. Das trug sich in den Jahren 1816 und 1817 zu.

An die Stelle des thierischen Magnetismus ist in neuerer Zeit der Spiritismus getreten und schon macht der Hypnotismus starke Anstrengungen, ihm zuvorzukommen und den Rang einer anerkannten Wissenschaft zu erlangen. Es ist ein Kampf, wie einst der für die Homöopathie. Wird es der Wissenschaft gelingen, die Gefahr abzuwenden, und wird die Regierung stark genug bleiben, die Wege der Wissenschaft frei zu halten?

Unsere Zeit, die in ihrem wissenschaftlichen Gefühl so sicher und siegesfroh ist, übersieht eben so leicht, wie die frühere, die Stärke der mystischen Regungen, welche von einzelnen Abenteurern in die Volksseele getragen werden. Noch steht sie rathlos vor dem Räthsel des Antisemitismus, von dem niemand weiss, was er eigentlich in dieser Zeit der Rechtsgleichheit will, und der trotzdem, vielleicht auch deshalb, fascinirend selbst auf die gebildete Jugend wirkt. Bis jetzt hat man noch keine Professur des Antisemitismus gefordert, aber es wird erzählt, dass es schon

antisemitische Professoren gebe. Wer die Geschichte der Naturphilosophie in ihren radikalsten Ausläufern kennt, der wird über solche Erscheinungen nicht erstaunen. Der menschliche Geist ist nur zu sehr geneigt, den mühseligen Weg des ordnungsmässigen Denkens zu verlassen und sich in träumerisches Sinnen zu versenken. Davor schützt nur, um mit Schuckmann zu reden, der gesunde Menschenverstand, und wer diesen durch eine fehlerhafte Erziehung verloren hat, der kann sich nur retten durch Gewöhnung an strenge empirische Arbeit. Man muss es eben lernen und sich daran gewöhnen, das Unbekannte von dem Bekannten aus zu erklären, aber nicht umgekehrt, das Dunkle und Unbekannte, gleichsam als wäre es eine neue Wahrheit, zum Ausgangspunkte phantastischer Schlussfolgerungen zu wählen. Die Naturwissenschaften haben ihren Siegeszug nur dadurch vollführen können, dass sie in treuem Festhalten an dem tatsächlichen Wissen immer weiter in das Dunkel noch unerforschter Gebiete eingedrungen sind und dass sie stets versucht haben, in neuen Erscheinungen zunächst das alte Gesetz und damit die Verknüpfung mit bekannten Erscheinungen aufzufinden. Wer in jeder Ausnahme ein neues Gesetz zu finden hofft, der ist nicht viel besser daran, als wer in jeder Ausnahme ein Wunder erblickt.

Und wie es in der intellektuellen Welt ist, so ist es auch in der sittlichen. Der Trieb, Gutes zu thun und recht zu handeln, beruht auf dem Gefühl der inneren Befriedigung, welches wir empfinden, wenn wir eine Handlung begehen, welche der menschlichen Natur, der Vernunft und den Pflichten der Menschen gegen einander gemäss ist. Die Befriedigung wird um so grösser, wenn wir dabei den Eingebungen der Leidenschaft, dem persönlichen Interesse, der Sorge um äusseren Gewinn Widerstand leisten. Bedarf es dazu einer bestimmten Religion oder einer

zwingenden Verpflichtung? giebt es kein Sittengesetz, welches aus der inneren Natur heraus, ohne menschliche Satzung, uns treibt, wahr zu sein und Edles zu thun? war der kategorische Imperativ Kant's nichts weiter, als eine philosophische Formel? Freilich giebt es eine sittliche Erziehung, welche die Gewohnheit, recht zu handeln und Unrecht zu meiden, die eigentliche Sitte, lehrt und stärkt, aber in Wahrheit kann keine Erziehung den sittlichen Trieb hervorbringen, wo er nicht vorhanden ist. Darum gewährt unsere akademische Erziehung dem Studirenden ein Maass von persönlicher Freiheit, welches ihm die eigene Verantwortlichkeit, ohne Einschränkung zuweist und ihm gestattet, sich nach seiner Art selbstständig zu entwickeln. Er ist nicht verpflichtet zu bestimmten Religionshandlungen; er empfängt keinen Codex der Ethik, der nur für ihn geschaffen ist. Was wir von ihm erwarten und fordern, jetzt wie ehemals, das ist die freie Ausbildung einer in sich selbst ruhenden, ehrlichen und schönen Persönlichkeit. Möge dieses Ziel von allen, die zu uns kommen, angestrebt, möge es von recht vielen erreicht werden! Dann wird die Hoffnung, in welcher König Friedrich Wilhelm III. diese Universität gegründet und gepflegt hat, in Erfüllung gehen.